

Deutscher Reichstag.

95. Sitzung. Mittwoch, den 5. Februar.

Am Tage des Bundesrats: v. Armin, v. Ballest des Barres,
v. Gebiattel, Frhr. v. Salza, v. Dorrer u. a.
Präsident Graf Stolberg eröffnet die Sitzung um 1 Uhr.
15 Minuten.

Offizier-Stat.

Dritter Tag.

Hg. Post-Hall (B. Ver.) begründet den Antrag seiner
Freiwilligen auf Einführung des landwirtschaftlichen freiwilli-
gen Unterrichts. Er veruft sich auf die Erfahrungen der bayeri-
schen Militärverwaltung.

Herr Major v. Gebjaffel erwidert dem Vorredner auf die Anfrage desselben, in bezug auf landwirtschaftlichen Winter-
schulunterricht an sich freiwillig meldende Soldaten lägen in
Sachsen bis jetzt nur sehr geringe Erfahrungen vor. Die Zahl
der Teilnehmer sei im vorigen Winter eine kleine gewesen
(um 50 Mann). Auch habe sich doch schon ein Theil gezeigt,
denn nach aufreißendem Tagesdienst war die Aufmerksamkeit
ebenso keine gespannte mehr! Im laufenden Winter hand-
elte es sich um zwei Schulen: in Landsbut und Palsau. Die Er-
fahrungen seien abzuwarten. Noch ein Wort, m. H., ich habe
vorgestern dem Abg. Müller keineswegs die Sachverhältnisse
Eigenschaft abgesprochen. Aber, m. H., der Herr Abg. Hänsle
auf Grund seiner 30jährigen Erfahrungen und auf Grund
seiner Uebersetzungen zu einem grundsätzlichen Urtheil gekommen
(Hans. Seitterl.)

Abg. Müller-Reinigen (Hof. Bpt.): Uns Liberalen wird von den Herren links immer nachgesagt: sie täten nichts. Aber gerade wir haben doch auch jetzt wieder unsere Reformwünsche in positive Anträge gegossen. Geradezu ein Unwille muß einen ergreifen, wenn man sieht, daß immer nur mechanisch zu Werke gegangen und nichts Ernsthaftes geschieht. Allen solchen Worten sind keine Thaten gefolgt. Unsere Militärstütze bedarf dringend der Reformen. Der Herr Vertreter des Kriegsministeriums und auch Herr Erzberger ließen gestern durchblicken, als habe Kollege Schrader, als er über das Militärkabinet sprach, in die Kronsteche eingegriffen. Wir verwahren uns gegen solchen Vorwurf. Wir achten die Kommandogewalt des Kaisers innerhalb der verfassungsrechtlichen Befugnisse. Aber die Ansichten, die General v. Armin gestern aussprach, sind mindestens zweifelhaft. Der Erlaß von 1861 spricht gar nicht von dem Militär-Kabinet. Dieses war früher dem Kriegsministerium untergeordnet. Erst 1883 hat das aufgehört. Am allerwenigsten war der Ton, den gestern der Vertreter des Kriegsministeriums anschlag gegenüber dem Kollegen Schrader, am richtigen Platz! (Sehr wahr!) Wenn alles mögliche vom Militärkabinet ressortirt, was bleibt denn dann noch für den Kriegsminister übrig?! (Sehr richtig!) Der Kriegsminister ist dann nur noch der parlamentarische Prügeljunge! (Sehr richtig!) Notwendig ist und bleibt, daß das Militär-Kabinet wieder dem Kriegsministerium unterstellt wird. Das Militär-Kabinet ist Gegner jeder modernen großartigen Reform auf dem Gebiete des Militärrechts.

Generalmajor Sirt von Armin: Die Herren haben sich beklagt über meinen Schroffen Ton gegen Herrn Schroeder. Ich habe aber vergebens in dem Stenogramm nach einem scharfen Ausdruck gesucht, den ich gegen Herrn Schroeder geäußert hätte. Man hat ferner gesagt, die Quinzensenz meiner geistigen Worte sei gewesen, daß ich das Militär-Kabinet als einen Grundpfeiler der Armee und des Staates bezeichnet hätte. W. S. das ist mir nicht eingfallen. Ich habe die frei- und unbeschränkte Kommandogewalt des Kaisers als einen solchen Grundpfeiler bezeichnet. Diese Kommandogewalt des Kaisers besteht aber nicht nur nach meiner, sondern auch nach Ansicht aller Staatsrechtslehrer zu Recht. Und es war nur meine Absicht, wenn ich gegen eine solche Beschränkung der Rechte des Kaisers Stellung angenommen habe. (Lebhafte Bravo's rechts.)

Abg. v. Oldenburg (L.) glaubt, die freiwilligen Abg. könnten sich wegen der Kompetenzen des Kriegsministers beruhigen. Diesem sei ja doch u. a. die ganze Militärsache unterstellt. Wie man über den gefürchten Ton des Generalen von Arnim sich beschweren könne, das sehe er nicht ein. Das Verhältnis der Offiziere zu ihrem Allerhöchsten Kriegsherrn u. S., ist ein rein persönliches; daran darf niemand rühren. Die Hauptaufgabe des Kriegsministers ist, dafür zu sorgen, daß unter seinen Umständen im Offizierskorps eine Auffassung Platz greife, als könne die Presse, die Öffentlichkeit, der Reichstag

geachtete eilend Besuchen um die Empfehlungen des all-
höchsten Kriegsherrn in bezug auf einen seiner Offiziere. Ich
habe die Ehre, längere Zeit im Hause zu sein. Ich weiß, daß
der Reichstag notwendig ist. (Stürmische Heiterkeit.) Als jünge-
rer Offizier war ich von der Nothwendigkeit des Reichstages nicht
überzeugt. (Erneute stürmische Heiterkeit.) Dem bayerischen
Militärbefehlshaber spreche ich meinen Dank aus als alter
Kavallerie-Offizier für seine geistigen Worte gegen das Ver-
langen nach zweijähriger Dienstzeit für die Kavallerie. Für
den Mißbrauch der Dienstzeit im Zusammenhange mit § 175
des Strafgesetzbuches sei kein Ausdruck zu Haat, seine Strafe
zu schwer. Jedoch mußte darauf stehen! Verr Theil und
ich haben viele Berührungspunkte, wir hatten beide den Revi-
sionismus für Schwindel. (Stürmische Heiterkeit.) Aber was
in Ihnen (zur äußersten Linken) steht, das hat man sehen können
daran, wie Sie sich verhalten haben hier bei der Mittelung
über den Nord in Lissabon. Ihre Haß gegen das Offizierskorps
und die Armee und unsere Liebe zu Offizierskorps und Armee
gehen herüber aus demselben Boden. Wir wissen wir, daß
vor Ihrem Zukunftsstaat als Schlagbaum, den Sie nicht über-
winden können, die deutsche Armee und das deutsche Offiziers-
korps steht! Und möge dieser Schlagbaum, Armee und Offiziers-
korps, nach wie vor stehen auf der Sonnenhöhe seines alten
Aues! (Stürmische anhaltende Bravourse rechts.)

Hg. Häusler (3.) vertritt nochmals kurz seinen Standpunkt hinsichtlich zweijähriger Dienstzeit in Kavallerie und reitender Artillerie.

Abg. Köhler (B. Ver.) empfiehlt die von ihm beantragte Resolution betr. Unterricht in landwirtschaftlicher Naturkunde für freiwillige Teilnehmer im Meere.

Abg. Zubeil (Sog.) rät dem Abg. v. Oldenburg, nach Portugal zu gehen, um dort als harter Mann an die Stelle seines Gefinnungsgenossen Franco zu treten. (Heiterkeit.) Im weiteren trägt Redner Soldatenmißhandlungen vor.

weiteren fragt Herr Dr. W. v. Schöner: Herr General Sigt v. Armin hat meinem Kollegen Müller-Meinungen auf seine materiellen Bemerkungen über das Militärkabinett nicht geantwortet. Aus diesem Schweigen darf doch wohl der Schluss gezogen werden, daß das Militärkabinett in Wirklichkeit das eigentliche Hindernis ihrer Reform des Militärrechts ist.

Abg. Fink v. Finkenstein (konf.) weist zunächst die Zubeilischen Klagen über Mißhandlungen in der Armee zurück. Weiter tritt Redner für „kleine Garnisonen“ ein im Interesse der Erhaltung des Heimatsinnes bei den Mannschaften.

Auf eine Anregung des Abg. Lind (ntl.) wegen des Liebesdienstes in der Armee, an dem das Handwerk beteiligt sei, erwidert

Generalmajor v. Lochow, daß die Verwaltung nach Möglichkeit bestrebt sei, den berechtigten Wünschen des Handwerkes entgegenzukommen.

Abg. Hausmann (südd. Bp.): Herr v. Armin hat immer und immer wieder „Kommandogewalt“ betont. Aber wir sind hier doch wahrlich nicht bloß dazu da, die Sachen zusammenzufügen, wenn nur das Wort Kommandogewalt ertönt. (Zustimmung.) Mit Freuden konstatiere ich, daß in Württemberg die Forderungen sind: Aber gerade das

die Rithbündlungen zurückgegangen sind. Aber gerade aus
ein Verdienst der hier geübten öffentlichen Kritik. Herr von
Olbenburg hat den Junkern ein Loblied gesungen. Ich kann
erklären, auf jeden Junker, der im Kriege gefallen ist, kommen
tausend Bürger. (Sturm. Beifall links.) Noch jetzt, Herr von
Olbenburg, sind jedenfalls die Gegenstände in der Armee noch
ganz außerordentlich theuer. Solche Reden, wie wir sie so
Hr. Seite hören, die sind es gerade, die die Kluft zeig
und vertiefen, die (mit erhobener Stimme) zwischen jenen Herren
und dem deutschen Völkertum besteht! Lebhafter Beifall.

und dem deutschen Kaiserthum. Der Reichs-
Gen.-Rath. Sirg v. Arnim bleibt dem Vortredner gegen-
über dabei, daß das Verhältniß zwischen Offizieren und Obersten
Kriegsherrn ein allerhöchstliches sei. Die Annahme, daß das
Militär-Cabinet eine Einwendung aufhebe, auch auf juristische
Frage, sei falsch. Daron sei keine Rede. Das Militär-Cabinet
habe, da nur als Anwalt mit.

Damit schließt die Debatte. Die Resolutionen werden, abgesehen von einigen zurückgestellten, fast sämtlich angenommen. Abgelehnt wird nur die sozialdemokratische Resolution wegen ungenügender Einführung der einjährigen Dienstzeit.

Titel Ministergehalt wird genehmigt, ebenso ebenfalls ein
weitere Gehaltsittel.

Morgen 1 Uhr: Fortsetzung.
Schluß 6¼ Uhr.

Судя по 1/4 агу.

kokales.

* gjeshaben, 6. Februar 1908

Nochmals die Automobil-Droschken.

Ich hätte mich sehr gewundert, wenn der Sprechsaal nicht alsbald einen energischen Protest gegen meinen Artikel gebracht hätte. Der Artikel scheint seinem Inhalte nach von interessirter Seite zu kommen. Daß man sich von dieser Seite dagegen stimmt, ist menschlich und auch vergänglich. Spielt sich an dieser Zeit der Abwehr nicht jedesmal ab, wenn irgend eine Verbesserungsfrage eingeführt wird? Hat mein Vater es mir nicht so oft als Kuriosum erzählt, wie ein Aufrührer im Jahre 1838 entstanden war, als die Tannusbahn erbaut wurde? Die hiesigen Droschkenbesitzer, welche die Fahrten nach Frankfurt als Haupteinnahme betrachteten, setzten sich dem Wettstreite nahe. Und siehe da, nach Eröffnung der Tannusbahn kam ein so starker Verkehr nach Wiesbaden, daß die Zahl der Droschken von 24 auf 36 erhöht werden mußte. Und wie entwickelte sich alsdann immer mehr und mehr der Droschkenverkehr und selbst heute ist die Zahl fast täglich noch nicht zu groß, denn an heiteren Tagen, früher an schönen Sonntagen wird man oft vergeblich nach einer Droschke fahnden oder eine Droschke mit Erfolg beistellen. Unser Droschkenfuhrwerk steht bezüglich der Qualität auf der Höhe, aber bezüglich der Anzahl ist Mangel.

Wer von der heutigen Generation erinnert sich noch des Pamento's, als die Dampfstraßenbahn errichtet wurde; auch darin erblickte die Droschkenfahrer eine schwere Schädigung und einen Eingriff in ihre Konzessionsrechte auf der Straße. Und auch da trat das Gegenteil ein; immer mehr kam unser Droschkenwesen in Blüte. Und heute erleben wir das gleiche Schauspiel wieder, wie aus dem gestrigen Artikel zu entnehmen ist; aber klugweise hat der Droschken-Verein selbst eine Konzession nachgesucht, so daß er wenigstens aus dieser Automobilschüssel mitessen kann. Die Opposition von dieser Seite hat doch noch eine gewisse Scheinberechtigung; aber die, welche aus den Kreisen der Bevölkerung kommt, wird wohl Veranlassung werden, daß Bestimmungen für die Fahrtsicherheit hinsichtlich der Autos schärfer angezogen werden; aber niemals verhindern, daß der Sport als solcher, doch noch mehr den Aus- und Geschäftsverkehr unseres Jahrhunderts beherrsicht. Den Beschluß des Berliner Verkehrsvereins, eine Verminderung der Verkehrsmittel herbeizuführen, um den Droschkenführern eine bessere Existenz zu sichern, schreibe ich dem Grunde zu, daß Berlin sich mit Autobroscheln den Wagen tatsächlich überladen hat. Und wenn die Berliner darin eine Verminderung vornehmen, ist dies sehr zu begrüßen. Sollten die Herren in Berlin aus reinem Wohlwollen und gutem Herzen so handeln?

Wenn der Artztschreiber zweifelt, daß durch die Autos der Verkehr gehoben wird, so soll er sich doch einmal den Tag und Nachtwort hi genau ansehen. Da, wo der Droschkenfahrer in kalter, stürmischer Nacht all vom Recht kein kostspieliges Pferd und Droschke gerne sieht und lieber auf eine Fahrt verzichtet, ist das Auto weiterseht und darum auch begehrt. Trotzdem kann ich nie an die Prophezeiung glauben, daß die Droschken vermindert werden. Diese Befürchtungen sind schon zu häufig ausgesprochen worden und nie in Erfüllung gegangen. Mit der wachsenden Bevölkerungszahl schreitet der Verkehr mächtig weiter und läßt sich niemals hemmen. S. 4

* **Residenz-Theater.** Auf das nächsten Samstag, Sonntag und Dienstag stattfindende dreimalige Gastspiel des kgl. Bayer. Hoftheaterspieters Max Hospaner wird hiermit nochmals aufmerksam gemacht. Der hier durch seine früheren Gastspiele und auch durch seine Vortragsabende bestens bekannte Künstler spielt diesmal eine hier bisher von ihm noch nicht dargestellte Rolle, den Mathias Gollinger, in dem gleichnamigen Lustspiel. Die Rolle dieses jovialen Münchener Biedermeiers dürfte den populären Darsteller süddeutscher Volksgestalten ganz besonders gut gelingen. In diesen drei Vorstellungen, zu denen der Vorverkauf heute (Donnerstag) beginnt, haben Theaterbesucher und Jünglingsgarten Giltigkeit mit der üblichen Nachzahlung. Am Sonntag nachmittag wird der beliebte Schwanke „Die Belohnung des Wüthens“ in hohen Preisen gegeben.

Berliner Börse. 5. Februar 1908.

Berlin. Bankdiskont 6³/₄%, Lombardzinsfuß 7¹/₂%, Privatdiskont 4³/₄%.
Nachdruck verb.

[illegible]

Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 5.

Wiesbaden, 7. Februar.

23. Jahrgang.

Landwirtschaft.

Zur Bekämpfung der Schwarzbeinigkeit und die mit ihr zusammenhängende Knollenfäule der Kartoffel bedient man sich wirtschaftlicher Maßnahmen, die im wesentlichen darauf ausgehen, völlig gesundes Saatgut zu verschaffen. Zu diesem Zwecke muß man seine Felder beobachten, und wenn die Schwarzbeinigkeit vereinzelt auftritt, die erkrankten Stöcke noch vor der Ernte entfernen. Tritt die Erscheinung sehr spät oder zu häufig auf, als daß man die Stöcke ausgraben könnte, so muß man die Ernte kranker und gesunder Felder oder selbst verschiedener Feldstücke getrennt halten und die Kartoffeln der gesunden Parzellen besonders einmieten und für Saatwecke aufheben. — Einmal erkrankte Stöcke sind nicht mehr zu heilen, da man die Krankheit ja erst erkennt, wenn die Lebensfähigkeit der Pflanze bereits vernichtet ist. — Bei der Ernte sind möglichst sorgfältig alle kranken Kartoffeln auszuwählen und zu vernichten, denn auch sie verbreiten beim Verbleiben auf dem Felde die Krankheit.

Als weiteres wichtiges Mittel im Kampfe gegen die Schwarzbeinigkeit ist die möglichst gute Aufbewahrung der Kartoffeln während des Winters zu betrachten.

Nicht alle Winterfrüchte vertragen das Eggen im Frühjahr in gleichem Maße. Der Roggen, der im Frühjahr oft schon stark befaßt ist, wird fast niemals geggt. Für die Wintergerste dagegen ist ein kräftiges Eggen um so mehr zu empfehlen, je üppiger sie aus dem Winter hervorgeht. Durch dasselbe werden die Pflanzen von den abgestorbenen Blättern befreit und zu frühzeitigem Wachstum angeregt. Am häufigsten wird der Winterweizen geggt. Man gibt oft zwei Eggenstriche hintereinander, wozu man noch etwas nachmal. Schollige Saatfelder werden vor dem Eggen gewalzt, auf solchen gewalzten Feldern arbeitet die Egge viel besser als auf ungewalzten, scholligen. Auf Saatfeldern mit Lehm- oder Tonboden, um im Frühjahr die erste Krustenbildung zu verhindern und auf Tonböden, um den locker gefrorenen Boden zusammenzudrücken.

Die Verwendung von Stallmist zu Gerste ist im allgemeinen nicht ratsam, ebensowenig die Verwendung von Saue- und Latrinendünger. Diese Düngemittel üben meistens einen nachteiligen Einfluss auf die Qualität der Gerste aus. Will man aber Stallmist zu Gerste geben, so muß derselbe vor Winter dem Boden einverleibt werden.

Die Frühjahrsdüngung mit Chilisalpeter sollte nie zu früh geschehen, indem sonst die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß ein Teil des Düngers verloren geht. Man berücksichtigt stets, daß der Salpeter im Boden nicht festgehalten, vielmehr durch Regenwasser leicht aus der Ackerkrume ausgewaschen wird, und je durchlässiger der Boden überhaupt ist, um so größer ist die Gefahr, daß wenigstens ein Teil des aufgetragenen Salpeters verloren geht. Je früher der Zeitraum zwischen dem Aufbringen des Salpeters und seiner Aufnahme durch die Pflanzen ist, um so geringer ist die Gefahr vor Verlust und um so sicherer seine volle Ausnutzung durch die Pflanzen. Man bringe daher den Salpeter erst dann auf, wenn das neue Pflanzenleben begonnen hat, sich die Pflanzen grün gefärbt haben; am besten aber gebe man dann nur die Hälfte des Quantums, die zweite Hälfte gebe man erst 14 Tage bis 3 Wochen später. Eine derartige geteilte Düngung ist stets vorteilhaft; ja sie wird unbedingt nötig, wo man größere Mengen Chilisalpeter zur Düngung benutzen will, indem man nur dann mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß der Dünger vollständig zur Aufnahme gelangt. Die Gefahr vor Verlusten bei der ungeteilten Gabe ist zwar bei schwerem Boden weniger groß, als bei leichtem, durchlässigen Bodenarten; trotzdem ist aber auch bei schweren Bodenarten die Gefahr nicht ganz ausgeschlossen und deshalb Vorsicht geboten. Unter allen Umständen aber sollte man sich vor einer zu frühen Düngung hüten, indem dabei auf volle Wirkung nicht gerechnet werden kann.

Weinbau und Kellerwirtschaft.

Das frühe Schneiden der Reben. Wenn auch mit Genug-tung festgestellt werden kann, daß die Freunde des späten Abschneittes immer mehr und mehr abnehmen und verschwinden, so bleiben doch immer wieder noch genug übrig, welche sich von der Vortrefflichkeit des frühen Schneittes noch nicht überzeugen haben. Wir finden immer noch Weinbauern, die den Weintrauben, den ein später Schnitt bringt, und die den Vortell preisgeben, den das Tränken für den Weinstock habe. Was die Rebenkranken sind, haben die zahlreichen chemischen Untersuchungen erwiesen. Aus diesen ersehen wir, daß diese Flüssigkeit, die, wenn der Schnitt zur Zeit der größten Säfteströmung ausgeführt wird, in großen Mengen, bis nahezu 1 Liter per Stock und Tag, ausfließt, sehr reich an Nährstoffen ist, welche schon zur direkten Aufnahme in den pflanzlichen Organismus hergerichtet, gleichsam ein schon verdauter Nahrungsstoff sind. Daß der Verlust dieser riesigen Mengen Nahrungsstoffes nicht zur kräftigen Entwicklung des Rebstocks beitragen kann, ist wohl selbstverständlich. Es ist daher jedem Winzer zu empfehlen, sobald die Hauptfröste vorüber sind, und die Witterung es einigermaßen zuläßt, an die Ausführung des Rebenschnittes zu gehen. Der Landwirt wünscht bei allen seinen Pflanzungen eine kräftige Entwicklung und gibt ihnen zu diesem Zwecke Nahrung in Form von Futter oder Dünger. Es wäre daher höchst unvernünftig, wenn er eine Arbeit derart ausführen würde, daß dadurch ein großer Teil der mühsam angesammelten Kraft wieder verloren gehe, wie es bei einem späten Rebenschnitt der Fall ist.

Ueberrückende Fässer zu reinigen. Nachstehend geben wir einige Vorschriften zur Reinigung überreifer Fässer, wobei jede folgende wirksamer ist als die vorhergehende: 1. Zuerst mit kaltem, dann mit kochendem Wasser spülen, darauf auslütten. 2. Kalkmilch wird hineingegossen und einige Stunden darinnen gelassen; hierauf wird noch nachgespült. 3. Auswaschen mit einem Aufguss von Pflanzschälen. 4. Anzünden von alkoholgetränktem Zucker im Fasse. 5. Auswaschen mit 10prozentiger Schwefelsäure, hierauf Spülen mit Kalkmilch und schließlich mit klarem Wasser.

Zur Schöpfung der Rotweine verwendet man am allerbesten Eiweiß. Etwas weniger gut ist Gelatine und Hausenblase. Gewiß geht es mit der letzteren zur Rot auch, aber diese Schöpfung ist nicht so empfehlenswert. Auf 100 Liter Rotwein verwendet man meistens das Eiweiß von 2 bis 4 Eiern, das man erst zu Schnee schlägt, dann mit wenig Wein anrührt und hierauf dem Wein im Fasse unter gutem Umrühren zusetzt.

Obst- und Gartenbau.

Zum Schutze gegen Frost und Trockenheit empfiehlt es sich, die Baumscheibe mit kurzem Mist, Moos oder Laub zu belegen. Hierdurch wird der Boden gegen Austrocknung geschützt; er bleibt feucht und locker. Ferner ist darauf zu sorgen, daß die Rinde der jungen Bäume nicht von Hasen, Schafen oder Ziegen benagt wird. Als das beste Schutzmittel gelten Drahtgitterkörbe, die aber so anzubringen sind, daß sie verschoben werden können, wenn es nötig ist, die Baumscheibe zu lockern, von Unkraut zu reinigen oder die Rinde entsprechend zu pflegen. Nach umbindet man die Stämmchen zum Schutze gegen die erwähnten Tiere wohl mit Dornen, Schilf oder Stroh. Schilf- und Strohballen müssen jedoch im Frühjahr beseitigt und im September wieder erneuert werden; sie sind also weniger zu besagtem Zwecke geeignet als die Dornen.

Moose und Flechten an der Rinde sind nicht nur ein Zeichen von mangelnder Pflege, sondern auch von schlechter Ernährung. Ein sich gesund entwickelnder Baum wächst so stark in die Dichte, daß ihm in wenigen Jahren die Rinde bald zu eng wird. Der Baum sprengt daher die Rinde, bildet eine neue und löst die alte Rinde ab. Mit den abfallenden Teilen werden auch die Flechten und Moose abgestoßen. Es wäre aber verkehrt, bis zu diesem Vorgang zu warten, sondern man kommt dem Baum zu Hilfe, indem man in jedem Winter fleißig die Baumscheibe handhabt.

Zwei gute Zwerg-Erbsen. Es macht stets Freude, wenn man um einige Wochen früher Erbsenschoten pflanzen kann, als seine Nachbarn. Um solches zu vollbringen, muß man aber frühzeitig Erbsen sorten wählen. Zwei solcher Sorten sind: die Buchsbaum-Erbsen (de groce) und Wunder von Amerika, beide ganz niedrig wachsende, sogenannte Zwerg-Erbsen, von nur ca. 20 Zim. Höhe. Man sät sie, sobald nach dem Winter der Boden trocken geworden ist. Sie geben keine sehr hohen Erträge und besteht ihr Wert eben im sehr frühzeitigen Tragen. Noch frühere Ernten geben beide, wenn sie im Mistbeet gezogen werden, oder wenn man sie im Februar dicht in Kästen sät und nachher ins Freie verpflanzt. Man pflanzt sie nicht einzeln, sondern zu mehreren zusammen, in kleinen Bündeln.

Teppichbeete und Parterre müssen durchaus in einem kurz gehaltenen, grünen Rasen oder anderem geeigneten Material nahe an den Beeten und in bequemer Scheweite liegen und die Formen und Figuren müssen erhöht hervortreten. Jede Linie und jede Farbe muß sich scharf abzeichnen und ist immer Farbenharmonie und dichte Bedeckung notwendig, wenn die Bezeichnung „schön“ gerechtfertigt sein soll.

Viehzucht.

Zur Ernährung der Ferkel. Je nach der Milchergiebigkeit der Muttertau fängt man früher oder später an, den Ferkeln Nahrung zu verabreichen. Vorerst beginnt man mit warmer Kuhmilch, welcher nach und nach süße Magermilch, gekochte Hahnergrübe zugelegt werden. Mit der vierten bis fünften Woche wird die Ferkelstut der Ferkel stärker; man kann jetzt ansetzen, dem bisherigen Futter gedämpfte Kartoffeln zuzusetzen. Die Ferkelstut der Ferkel wird häufig so stark, daß letztere von dem Futter der Sau fressen, was man jedoch möglichst verhindern soll. Am besten füttert man die Ferkel vorher oder zu gleicher Zeit mit der Muttertau in einem besonderen Futtertrog. Mit beendeter 6. Woche können dann die Ferkel auch andere Futtermittel ohne Nachteil aufnehmen.

Um Jiegen vor Räuden zu bewahren, stelle man sich ein bewährtes Mittel dadurch her, daß man in 6 Litern Wasser 500 Gramm Tabak eine halbe Stunde lang kocht, die Blätter sodann entfernt und 2 Liter Branntwein darunter gießt. Man besenkt die Haut täglich einmal damit. Selbstverständlich ist gleichzeitig für größte Reinlichkeit im Stall zu sorgen und nötigenfalls sogar eine Desinfizierung vorzunehmen.

Es ist nicht notwendig, schwühende Berbe im Stalle so lange dürrten zu lassen, bis sie ganz trocken geworden sind, dagegen muß, wenn man ihnen zu fassen gibt, der Blutlauf und die Atmung ruhig sein. Kaltes Saufen, mäßig verabreicht, wenn die Haut noch warm ist und ausdünstet, ist viel weniger gefährlich, als wenn sie anfängt, sich abzukühlen. Die meisten Erkrankungen entstehen auch nicht durch das Tränken unterwegs, weil hierbei im allgemeinen die nötigen Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden und die nachfolgende Bewegung die etwa eintretende wollede Erstickung wieder ausgleicht, sondern sie erfolgen, wenn die Tiere im Stalle in der Abkühlung begriffen, satt getränkt werden.

Geflügelzucht.

Die Geflügelstallungen im Winter. Die Geflügelstallungen sollen im Winter derart eingerichtet sein, daß die Temperatur in denselben, ohne künstliche Heizung, nie unter Null Grad sinken kann. Viele behelfen sich damit, daß sie die Hühner in demselben Räume mit dem Großvieh unterbringen. Zweckmäßiger jedoch ist es, die Geflügelstallungen zum Beginn der kalten Witterung, anfangs November, inwendig gut mit Stroh zu verkleiden und die Verkleidung durch Querlaten derart zu befestigen, daß das Stroh nicht herabhängt und von den Tieren nicht herausgezogen werden kann. Diese möglichst starke Verkleidung müßte nicht allein die Decke, sondern nebst den Seitenwänden auch die Lüre umfassen. Auf den Boden ist Stroh, Laub oder zum mindesten lofer, trockener Sand zu streuen, und diese Unterlage alle 8 bis 14 Tage gründlich zu

reinigen und zu erneuern. Die tierische Eigenwärme temperiert einen solchen Raum dann derart, daß sich das Geflügel in denselben wohl fühlt, die Nächte gut schlafend zubringen und des Tags über, selbst bei strengerer Kälte, im Freien sich munter bewegt und früh zu legen beginnt. Selbstredend müßten diese Räume gut verschließbar sein, alle Abende, d. h. sobald sich die Tiere zur Ruhe begeben haben, geschlossen und erst früh, wenn es ganz hell und nebelfrei ist, spätestens um 10 Uhr, aufgemacht werden. Diese Art von Stallverkleidung würde sich bei Hühnern, Enten und Gänsen eignen, weniger bei den Tauben, bei welchen solche Schutzvorrichtungen infolge der meist primitiv gehaltenen Taubenschläge, schwer anzubringen wären.

Bevor man die Geflügelräume mit Torfmüll bestreuen will, ist es sehr empfehlenswert, die Stallwände, Decke, Stangen und Legebehälter mit Kalkmilch, der etwas Petroleum oder Kerosin zugelegt wird, gründlich anzustreichen, damit das vorhandene Ungeziefer und die Milben vernichtet werden, was von immensen Vorteil für die Geflügelhaltung ist, denn die Parasiten, welche sich gar leicht in den Hühnerställen stark vermehren einnist, benagen und plagen beständig und unerträglich das Geflügel und beeinträchtigen dessen Gedeihen bedauerlich mehr als man annimmt. Auch jeder unangenehme Geruch wird durch Torfmüll beseitigt, wodurch den Tieren fortwährend reine Luft geboten ist. Gewiß schon Empfehlungen genug, um nur einmal eine Probe damit anzustellen. Der Jüchter wird bald die durch Benutzung der Torfstreu erzielten Vorteile erkennen, denn die Hühner werden sich stets wohl befinden und auch wirklich fleißiger legen. Auch die infektiösen Krankheiten treten in den mit Torfstreu verklebten Ställen weit weniger auf als in solchen, die mit anderem Streumaterial versehen sind. (Warnung sei hier vor dem Einstreuen von Stroh und Heu.) Dies beruht darauf, daß der Torfmüll lediglich fähig ist, die Stallungen trocken zu halten. Bekanntlich gedeihen aber die meisten Krankheitserreger in feuchtwarmen Elementen. Auch die in dem Torfstreu enthaltene Gerbsäure übt auf den Geseundheitszustand unseres Geflügels eine desinifizierende Wirkung aus. Ob diesem Singvogel einen hellen, guten Platz, wo er vor Zugluft und Ofenhitze gesichert ist!

Bienenzucht.

Verwendung des Honigs. Wenige Produkte der Natur dürfte es geben, die eine so vielseitige Verwendung finden, wie der Honig. Er ist vor allem eines der besten und gesündesten Nahrungsmittel, denn er geht unmittelbar ins Blut über, ohne irgend einen Rückstand zu hinterlassen. In der Küche, zur Bereitung der verschiedenartigsten Backwaren, ist er ebenso beliebt, wie im Keller zur Bereitung von Honigwein, Met, Sekt und den verschiedensten Likören. Selbst in der Medizin hat er sich wiederholt als ein gar treffliches Mittel erwiesen, gegen katarrhalischen Erscheinungen und Verstopfung. Zu einer Salbe vermischt, wirkt er bei Entzündungen und Geschwülsten wahrhaft wunderbar. Auch als kosmetisches Mittel ist der Honig sehr beliebt geworden.

Zum Bane der Weiselzellen nehmen die Bienen nicht die aus den Hinterleibdrüsen hervortretenden weißen Wachsplättchen, woraus die Arbeiter- und Drohnenwaben gebaut werden, sondern das mehr oder minder geschwärtzte Wachs der betreffenden Tafel. Daher kommt es, daß frischgebaute Weiselzellen stets die Farbe der Waben haben.

Wie schützt man sich vor Räuden? Die Räude, welche sich auf dem Bienenstande einzeln findet, bearbeiten mit den Zähnen die Fluglöcher so lange, bis sie sich hindurchzwängen können, worauf sie sich im Innern des Stockes häuslich einrichten. Am besten schützt man sich durch nicht zu hohe Blechschieber vor unliebsamen Gästen. Uebrigens ist es sehr ratsam, während des Winters eine Halle im Bienenhause aufzustellen.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

!! Groß-Gerauer Ferkelmarkt. Bei dem letzten Ferkelmarkt reichte der Auftrieb von 324 Tieren bei weitem nicht zur Deckung der großen Nachfrage aus. Binnen einer Stunde waren daher die aufgetriebenen Ferkel und Springer verkauft und nur die Einleger fanden keine Abnehmer. Es kosteten Ferkel 9 bis 13 M und Springer 15 bis 21 M pro Stück. Der nächste Ferkelmarkt wird am Montag, 10. Februar abgehalten.

!! Ueber das Jahr der Teuerung, wie wir 1907 nennen können, liegt jetzt eine amtliche Uebersicht vor. Im Durchschnitt — hier mehr, da weniger — sind die meisten Lebensmittel im Preise gestiegen, am erheblichsten die Kartoffeln und zwar um beinahe ein Drittel. Es folgt der Roggen mit einem um fast ein Fünftel höheren Preis. Ferner wurden teurer: Gchutter, Hammelfleisch, Rindfleisch im Großhandel, Eier, Speisebohnen, Weizen- und Roggenmehl, Gerste, Linen, Kofen, Heu und Stroh. Billiger wurden nur Kalbfleisch, Schweinefleisch, Speck und Schafschmelz, letzteres um ein gutes Fünftel.

Haarausfall, Haarspalte, Haarfrag

und die lästigen Schuppen, beseitigt und verhindert das allbekannte und allein echte **Wurmer Kneipp-Druckmittel-Haarwasser**, befördert sehr den **Haarwuchs** und stärkt die **Haarwurzeln**. Man achte genau auf **Bild und Namenszug** des Kneipp und hüte sich vor den vielen, oft sehr schädlichen Nachahmungen. Zu beziehen durch

Kneipp-Haus, nur Rheinstr. 59,
Telephon 3240.

Simonsbrot,

höchst wohlschmeckend und nahrhaft, Gesunden und Kranken ärztl. empfohlen.
In Delikatessen- und Butter-Handlungen. 6612



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 32.

Freitag, den 7. Februar 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wenn man nicht eine alte Jungfer geblieben ist,“ sagte meine ältere Schwester Nore trocken.

Das machte mich wieder nachdenklich. Zweifelnd sah ich Fritz Brenden an.

„Beruhige Dich, Florchen,“ sagte er, „Du wirst keine alte Jungfer!“

Diese Versicherung war mir, ich gestehe es, wirklich angenehm, denn so gern ich Tante Dorette habe, ich möchte doch nicht mal so werden wie sie.

Ich denke lieber daran, daß einmal meine Enkelkinder dies Buch durchblättern und gerührt sagen: Großmamachen schrieb doch eine schöne Handschrift!

Ja, ja!

Das war ein Seufzer. Ich weiß nicht, wie ich ihn sonst wiedergeben soll. So seufzt Tante immer.

Nun aber ins Zeug, meine Kinder und Kindeskinde, laßt Euch also berichten, wie es in und um Großmama ausfiel, als sie jung war. So geht's prächtig. So ist's ein wahres Vergnügen, zu schreiben!

Also wir leben in Premkau, das ist eine kleine Stadt mit einer alten Kirche, recht abstoßendem Pflaster und einem Rathause, in dessen großem Saal die „Eintracht“ ihre Feste feiert. Die „Eintracht“ besteht aus den Lehrern des Gymnasiums, dem alten und dem jungen Doktor, dem Apotheker, dem Bürgermeister. Ehrengäste sind die Offiziere und die Regimentsdamen.

Mein Vater kommandiert das Regiment — unser herrliches Regiment! Ja, wir sind vier Soldatenmädels. Der Papa ist ganz prächtig. Wir lieben ihn über alles in der Welt, fast — und das will viel sagen — noch mehr wie die Mama, die ein solcher Engel ist, daß ich nicht weiß, wie ich sie Euch beschreiben soll. Aber den Papa, den kann ich Euch beschreiben, sehr genau sogar. Wenn man ihn ansieht, begreift man, daß seine braven Reiter für ihn schwärmen. Und das tun sie. Er ist ebenso schneidig wie gütig und immer vergnügt. Schon wenn er durch den Hof gegangen kommt oder nun gar, wenn er reitet, sieht man ihn mit Vergnügen an — er hat ein so frisches, rotes Gesicht, blühende Augen, einen mächtigen Schnurrbart, dessen Spitzen steif stehen wie Nadeln. — Schnurrbart und sein dickes Haar, welches geschoren ist und kerkengerade steht, wie eine Bürste, sind schon jetzt aschgrau. Mama sagt, das sähe viel gemüthlicher aus, wie früher, wo sie noch rabenschwarz waren. Er ist eher klein wie groß, was auch gemüthlich ist. Wenn er streng ist, liebe ich ihn noch mehr, als wenn er mit den Augen zwinkert und uns kommandiert, als wären wir eine Schwadron! — Als wir noch Kinder waren, da hat er im langen Korridor, in dem die Bilder der Massows hängen, oft mit uns eine lustige Jagd angestellt, einen Spektakel ohne Gleichen mit Hörnerblasen und Hurrah, daß es eine Art war.

Manchmal trugen wir alle schwarze Böpfe mit roten Schleifen und die flogen nur so hinter uns her, wenn das Wettrennen los ging. Und wenn dann Mama die Wohnzimmer für

öffnete und halb lächelnd, halb ängstlich rief: „Diebstahl, ich bitte Dich! — Die Tante hört's!“ versetzte er vergnügt: „Ruh sich dran gewöhnen! — Die Mädels brauchen tüchtige Bewegung, so gut wie Jungen.“

Mama nimmt immer große Rücksicht auf Tante Dorette, erstens hat Tante sie erzogen und dann gehört ihr — nicht uns — das Haus Marmel, in dem wir wohnen. Es ist ein sehr altes Massowsches Familienhaus und es gehören schöne Biesen und auch Acker dazu und eine kleine Meierei, zu der man am Bache hingehen kann. Dort hat Tante Kühe und einen Knecht und eine Magd, die die Wirtschaft besorgen. Schon als wir ganz klein waren und in anderen Garnisonen standen, kamen wir in Urlaubszeiten und während der Papa im Manöver war, immer zum Besuch der Tante Massow nach Marmelhaus in Premkau.

Als nun Papa die 7ten Massen bekam, was schon vor acht Jahren geschah, da traf sich das herrlich, daß die gerade in Premkau stehen. So zogen wir in das liebe alte Haus und Tante — sie ist unsere Großtante, aber sie liebt es nicht, wenn wir sie so nennen — also Tante Dorette war es recht. Sie betrachtet Mama ganz als ihre Pflanztochter, denn sie hat sie aufgezogen, da Mama erst ihre Mutter und dann ihren Vater, Tantes einzigen Bruder, als kleines Kind verlor. Von Mamas Eltern weiß ich nichts, als daß sie sehr viel Geld verbraucht haben, woran Tante Dorette noch jetzt mit einiger Erbitterung denkt. Da sie so viel verbraucht hatten, konnten sie auch ihrer kleinen Tochter nichts hinterlassen und Tante hat die Mächte, die, wie sie sagt, „arm wie ein Kirchenmädchen“ war, zu sich genommen und erzogen. Sie hoffte immer, Mama, die so hübsch war, würde eine „glänzende Partie“ machen — ja es soll mal ein Prinz Galizin um ihre Hand angehalten haben — aber sie zog es vor, eine simple Frau von Tösch, die Frau eines Leutnants zu werden, der eben nur soviel eigenes Vermögen hatte, daß sie nicht zu verhungern brauchten.

Auf alle Fälle können wir dankbar sein, daß wir hier durch Tantes Güte umsonst leben — und in solch prächtigem altem Hause, in dem ich jeden Winkel liebe und jedes Stückerl im Hof — von meinen vielen weißen Tauben, den Rosen an der Mauer und den Pferden im Stall, der sich im Nordflügel befindet, garnicht zu reden! —

Mein Vater hält auf Disziplin, Ordnung und pünktliche Tageseinteilung. Jede Schlampererei ist ihm zuwider. So nennt er es, wenn man sich morgens verschläft, oder eine Arbeit halb vollendet liegen läßt, oder einen Riß im Kleide nicht gleich ausbessert. Na und dann die Haare! — Das ist ein Kapitel. Glatte Scheitel will er sehen und blühblond aufgesteckte Flechten. Dankt können nur unsere beiden Vellisten dienen, die Beneidenswerten! — Dore und ich haben eine Bildnis auf dem Kopf, mit der nichts anzufangen ist. Mein Haar läßt noch allenfalls mit sich reden — der Krauskopf unseres Vaderschens ist hoffnungslos! — „Donnerwetter!“ sagte Papa da oft,

„Du bist wieder mal unregelmäßig frisiert, Mabel — tolle Sache, das!“

Was er auch garnicht leiden kann, ist das Romanlesen. Und das ist schade, denn es ist doch so was Reizendes. Diesel Brenden borgt uns manchmal Bücher und manchmal erlangen wir auch die Erlaubnis, sie zu lesen. Ich mag besonders die Gedichtbücher gern und dann die Geschichten, in denen recht viel vom „frühen Tod in der Blüte der Jahre“, „Liebe bis zum Grabe“ und Entführungen die Rede ist. Darüber weine ich manchmal, bis mich die Schwestern, die nicht so sentimental sind, auslocken!

Wir haben ein schönes, großes Zimmer mit vier Fenstern. Jede hat ein Fenster zu eigen, darauf stehen ihre Blumen, davor ihr Tisch mit Schraubzeug und Nähkorb. Diese vier Fenster sind sehr verschieden anzuschauen — man könnte, sagt Mama nach ihnen schon auf die Charaktere ihrer vier Töchter schließen. Wir folgen uns im Alter wie die Orgelpfeifen, denn wir zählen achtzehn, siebzehn, sechzehn und fünfzehn Jahre und heißen Dorothea, Eleonore, Florentine und Dorette von Tosky. Damit ist aber natürlich nichts. Fremd sehen mich diese Namen an, denn im Hause und in der Stadt heißt es: Dore, Nore, Flore, Lore. Papa nennt uns seine vier Rappen, weil wir alle brünett sind, wie die Eltern. Ich am wenigsten, ich bin mehr Schwarzbraune. Dore und Nore tragen ihr herrliches, langes, spiegelglattes Haar in hohen Flechtenkronen auf dem Kopf. Namentlich bei Nore, die unsere Schönheit ist, sieht das prächtig aus. Wie soll ich Euch Eure Tante Nore beschreiben, liebe Kinder, wie sie eben im Glanz ihrer siebzehn Jahre — pardon sie ist übrigens schon fast achtzehn voll, daß ist. Sie hat einen Teint wie Carmin auf Perlmutter geriechen, glänzende schwarze Augen, purpurrote Lippen und schneeweiße Zähne. Ihre Haltung ist fast zu stolz — aber sie kann nicht anders, sie ist so gewachsen.

Dore ist ebenso groß, aber in allem mehr — wie soll ich sagen, fürs Haus. Auch sie hat schwarze Haare, schöne Zähne, eine Haut wie Milch und Blut — aber wie Tante Dorette sagt, „ganz anspruchslos“. — Sie ist die Braut, die Beste unter uns, so wie Nore die Klügste ist. Dore ist im Hause Mamas Hilfe und Stütze, so sehr wie keine von uns anderen es je sein könnte. Und außer dem Hause ist sie der Trost und die Pflegerin so vieler Armen und Kranken, die rechte Hand unseres Herrn Diakonus. Der hat immer mit ihr zu beraten und wenn beim Superintendenten Missionstränzchen ist, so schickt die Frau Diakonus schon immer nach Dore, um ihr beim Zuschneiden der Sachen, die dabei genäht werden, zu helfen. Krankenpflege ist aber ihre größte Freude und sie sagt, deshalb dürfe man ihr das auch nicht als Tugend anrechnen. Wir rechnen es ihr aber doch als Tugend an. Auch daß sie garnicht ans Heiraten denkt, erscheint uns unaussprechlich edel. Wir denken nämlich sehr oft daran.

Nore malt und spielt sehr schön Klavier und liebt sehr viel. Sie ist schon fast eine Gelehrte, denn sie studiert für sich allein, aus Büchern, Wissenschaften, an die sich sonst nur Männer machen. Sie sagt, wenn sie ein Mann wäre, würde sie Advokat oder Arzt, und es werde schon noch einmal eine Zeit kommen, wo es den Frauen auch erlaubt werden würde, Jura und Medizin zu studieren. Auf jeden Fall müsse jeder seine Jugendzeit benutzen, um alle Talente und Gaben auszubilden, da niemand wissen könne, ob er nicht einmal auf die Verwertung derselben angewiesen sein würde. Nore sagt immer gradaus, was sie denkt, und nimmt es nie übel, wenn man dasselbe tut. Wir haben überhaupt einen Wahrheitsbund untereinander — aber sie bringt in der Offenherzigkeit am weitesten.

Fremde verwechseln uns leicht und doch sind wir so verschieden wie unsere vier Fenster, obwohl wir uns äußerlich so ähnlich sehen! — In Dores Fenster stehen immer allerhand Ableger in Gläsern und Töpfen. Weiter bringt sie's nie, denn sowie ein Oleanderästchen oder ein Rosenfenster oder Myrthenzweig Wurzeln treibt und Knospen bekommt, trägt sie es irgend einem ihrer alten Mütterchen oder siechen Kinde hin. Dann hat sie auch nur einen großen, altmodischen Nähtisch im Fenster stehen — keinen Schreibtisch, da sie fast nie Briefe schreibt und kein Tagebuch führt. An der Fensterwand, hinter der weißen Mullgardine, hängt eine große Schiefertafel für ihre wirtschaftlichen Notizen und darüber ein Wandschränkchen mit allerlei Medizinflaschen und Kräuterläschen vollgestopft. Gegenüber ein Bücherbrett mit Bibel und Gesangbuch — von Poesiebüchern und Novellen hält sie nicht viel. Dores Fensterplatz dagegen sieht aus wie ein kleines Atelier oder Studierwinkel eines Gelehrten. Blumen hat sie garnicht. An den Fensterscheiben lehnen immer Bilder oder gefirnigte Sachen zum Trocknen und dann braucht sie, wie sie sagt, Licht, viel Licht zum Lesen und Zeichnen und für ihre Studien mit dem Mikroskop, und Blumen würden ihr das Licht wegnehmen.

Mein Fenster hingegen ist der reine Garten, und herrlich blühen meine Geranien, Fuchsen und Rosen, Veilchen, und mein Stolz, der Kamellienbaum, jedes zu seiner Zeit. Auf meinem Tisch stehen viele hübsche Sachen, Andenken und Erinnerungen — ein gläserner Pantoffel und eine kleine Pendule, die mir Tante Dorette mal schenkte und die hundert Jahre alt ist. Sie geht nicht mehr, schmückt aber den Tisch. Dann ein paar hübsche Porzellanfiguren, ein Briefbeschwerer aus Porphyr, geschliffen, den mir Fritz schenkte, ein hübsches Tintengeng, eine Schreibmappe, die ich zu Weihnachten bekam, und ein kleiner Arbeitskorb. Auf dem Bücherbrett stehen mehrere, schön goldig eingebundene Gedichtbücher und einige französische Bücher, die mir Tante schenkte. Durch meine Blumen durch sehe ich gerade in den kleinen Hof, den das im Biered gebaute alte Haus umschließt. Die Sonne scheint viel in den Hof und seine Mauern sind bis in den zweiten Stock mit wildem Wein und Kletterrosen bewachsen. Das liebe ich so. Wie viel gibts da zu sehen! Mitten drin steht mein Taubenbischlag. Die Tauben holen sich ihr Futter von dem breiten, grünen Brett vor meinem Fenster. Nichts sehe ich nach Tantes Zimmern, die über dem Torweg liegen. Sie zog in diese drei Zimmer, als sie uns das Haus überließ. Es war ihr Wunsch so. Sie hat in diesem Flügel ihre kleine Menage für sich und ladet uns manchmal zum Kaffee ein. Das ist immer so hübsch. Da gibt es gute Sachen und fast immer kleine Überraschungen. So schenkte sie uns das letzte Mal jeder ein paar selbstgestrickte Strümpfe mit fein durchbrochenem Muster. „Kallstrümpfe“, sagte sie. Die gute Tante! — Zu Weihnachten bekommen wir meist hübsche Allederschuhe von ihr, und zwar jede nach ihrem Geschmack. Das ärgert Papa manchmal, der uns gerne uniform sähe, so wie wir als Kinder gingen, in dunkelblauen Merinostiefeln mit langen Böpfen von roten Färbern durchlochten. Das machte ihm Spaß. Tantes Wohnzimmer sind gerade über dem Torweg und gehen nach der Breitengasse heraus. Deshalb die Straße so heißt, weiß ich nicht, denn sehr breit ist sie nicht, aber man sieht doch immer etwas und kann auch ein Stückchen vom Marktplatz überblicken und das macht Tante Spaß. Da sitzt sie in einem bequemen Armstuhl im Fenster, stramm und gerade, — sie ist ziemlich lang und mager — in einem goldbraunen Seidenkleid, was immer noch mit Puffärmeln und einer Schnepfentaille gemacht wird, wie es in ihrer Jugend Mode war. Obwohl sie schon 60 Jahre ist, hat sie noch braunes Haar und an jeder Schläfe fallen ihr drei Locken herab, ganz steif, wie sie sie abends mit Zuderwasser aufweicht, und im Widel dreht. Um den Kopf trägt sie ein schwarzes Spitzenband und ihr Gesicht ist etwas streng mit einer gebogenen Nase und sehr dünnen Lippen. Sonderbar ist, daß sie unsere liebe Mama, die fast vierzig Jahre alt ist, immer ebenso als Kind behandelt wie uns. Von meinem Fensterplatz aus sehe ich Tantes Küche, und Vorratskammerfenster, die in den Hof gehen.

Meinem Fenster gerade gegenüber sind die Torflügel des Pferdehalls weit offen. Rechts steht der alte Brunnen mit der Trauerweide darüber. Vor der offenen Stalltür balgen sich die Spahen, mitten drin liegt der Hund und schläft fest im Sonnenschein. Ich aber sehe hinein ins Dämmerlicht des Stalles auf die spiegelnden Croupen der Rappen. Ja, Papa hat nicht nur seine vier Rappenmädels im Haus, er hat auch vier Rappen im Stall! — Zwei davon, Hassan und Sultan, sind seine Dienstpferde und die beiden anderen, Doble und Rabe, sind Tante Dorettes alte Wagenpferde, die vor ihren Aufschwagen gespannt werden, wenn sie einmal nach Borswig zu den Brendens oder bei schlechtem Wetter in die Kirche fahren will. Sonst stehen sie, wie sie sagt, uns zur Verfügung und brave gute Tiere sind es, besonders Doble, die sich wllig den alten Farnensattel, aus Tantes Jugendzeit auflegen läßt, wenn Papa einmal Zeit hat mit einer von uns spazieren zu reiten.

Wir besitzen auch alle zusammen ein schönes Reitkleid, zu dem uns Tante einmal zu Weihnachten vierzehn Ellen staubblaues Tuch schenkte. Es wurde nach Dores Figur gearbeitet, deshalb sieht es Dore und mir in der Taille etwas saltig, aber das schadet nichts. Besser wie zu enge.

(Fortsetzung folgt.)

Diese kommt ein großer Posten **Wichsederstiefel** sowie **Kinderschulstiefel** billig zum Verkauf
Woche Marktstraße 22, I. **Rein**
Modelbahn. **Bahnholz.** **Laden.**

Der reiche Afrikaner.

Von Johannes Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Ehe ich Haushofmeister bei Sir Ethelbert Trach wurde, war ich Aufsichtsbeamter im Portlandgefängnis. Wäre ich dort nicht angestellt gewesen, so würde die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, einen ganz anderen Ausgang genommen haben.

Sir Ethelbert war zwar Besitzer eines großen Gutes, aber er war nicht, was man reich nennt. Im Gegenteil, es ging Jahr für Jahr mit ihm zurück.

Er hatte eine Tochter, ein schönes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren. Sie hieß Maud, und eine freundlichere und auch der Dienerschaft gegenüber liebenswürdigere Dame hätte man wohl schwerlich gefunden. Dafür wurde sie auch von uns allen im Hause sehr lieblich angebetet.

Aber da war auch noch ein anderer, der sie anbetete, ein junger Londoner, namens Gerald Waine, der sich erst vor kurzem als Rechtsanwalt etabliert hatte. Fräulein Maud hatte ihn ebenso gern, wie er sie, obgleich sie sich, wie das ja häufig bei jungen Mädchen der Fall ist, hierüber noch nicht so klar war wie er.

Unglücklicherweise war Waine arm, und seine Aussichten für die Zukunft schienen auch nicht besonders glänzende zu sein. Deshalb sagte Sir Ethelbert, als er um seine Zustimmung zu der Verbindung gebeten wurde, geradeaus nein. Er hatte mit seiner Tochter andere Pläne; er wollte, daß sie einen Mann mit vielem Gelde heirate.

In der darauffolgenden Zeit sahen die jungen Leute sich nicht mehr. Trotzdem hatten Fräulein Maud und Herr Gerald aber nicht aufgehört, einander zu lieben.

Eines Tages reiste Sir Ethelbert nach London. Hier machte er die Bekanntschaft eines Gregory Wagstaff, eines etwa 40-jährigen Mannes, der ebenso viele Millionen, als Jahre sein eigen nennen sollte. Und das Gerücht schien recht zu haben. Denn die Zeitungen enthielten eine Reihe von Notizen über ihn, in denen es hieß, daß Wagstaff, der vor mehreren Jahren ohne einen Schilling Vermögen nach Südafrika ausgewandert war, auf eine Goldgrube gestoßen und jetzt als Millionär in sein Vaterland zurückgekehrt sei.

Das nächste, was wir über Wagstaff hörten, war, daß er sich mit Fräulein Maud verlobt habe. Ich konnte es nicht begreifen, denn die junge Dame war bis zu allerletzt in Gerald Waine verliebt gewesen. Es war aber Tatsache, daß sie verlobt war. Die Anzeige stand auch in den Zeitungen veröffentlicht.

In den darauf folgenden Wochen hörte ich nichts Weiteres, bis Sir Ethelbert eine große Verlobungsfeier in seinem Hause in London veranstaltete. Hierzu bedurfte man eines größeren Dienstpersonals, und zu denen, die vom Gute in die Stadt gesandt wurden, gehörte auch ich.

Der große Abend kam heran und die Gäste erschienen. Das Diner begann. Ich erfuhr, daß der Herr, der neben dem Hausherrn saß, der Bräutigam sei. Gregory Wagstaff war groß und trug einen kurz geschnitzenen Bardenbart. Erstaunlich war, daß sein Gesicht mir so merkwürdig bekannt vorkam. Als ich ihm einschenkte, blickte er einen Augenblick auf, und da wußte ich, daß ich diese Augen früher schon einmal gesehen hatte. Aber wann und wo?

Einige Tage später machte ich mit Fräulein Mauds Jungfer einen Spaziergang. Ich war damals in Emma sehr verliebt und hatte mir vorgenommen, mich bald ihr gegenüber auszusprechen. Und wie wir an jenem Abend im Kensington-Garten unter den Bäumen lustwandeln, kam ich mit dem heraus, was ich auf dem Herzen hatte.

Was antwortete Emma? Weder Ja noch Nein. Sie sagte, daß sie mich gern hätte und daß sie mich heiraten würde, wenn ich ihr einen Dienst erwiesen hätte.

„Was soll ich tun, Geliebte?“ fragte ich. „Du weißt, daß ich für dich durchs Feuer gehe.“

Emma erzählte, daß sie Fräulein Mauds wegen sehr betrübt sei. Die junge Dame hatte ihr anvertraut, daß sie sehr unglücklich sei. Sie liebe Gerald Waine von ganzem Herzen, ihr Vater habe sie aber zu der Ver-

lobung mit dem afrikanischen Millionär gezwungen. Sie habe diesen Wagstaff.

„Aber, was kann ich tun, liebe Emma?“ fragte ich ratlos.

„Kannst du nicht auf die eine oder andere Weise diese Verlobung hintertreiben?“

„Das ist ein schwieriges Ding,“ sagte ich bedenklich. „Fräulein Maud hat ja ihre Einwilligung gegeben, und ich sehe meine Stellung auf das Spiel.“

„Lust du es nicht, William,“ antwortete Emma, „so ist alles zwischen uns vorbei.“

„Aber sei doch vernünftig, Emma,“ bat ich, „verlange von mir etwas, was sich ausführen läßt, und du wirst mich sofort bereit finden.“

„Ich will von dir nur dies und nichts anderes. Heiratet Fräulein Maud diesen Mann, so wird sie unglücklich. Sie hat mir selbst gesagt, daß sie dem Manne nicht traue und daß sie sich ebenso gerne mit dem ersten besten Sträfling verheiraten könnte.“

Bei dem Worte „Sträfling“ wurde ich stutzig und das Blut fing an, in meinem Kopf zu hämmern. Gleichzeitig machte ich einen Freudeinsprung.

„Emma,“ rief ich überglücklich aus, „Emma, ich werde es tun. Die Verlobung soll und wird zurückgehen.“

„Ich wußte schon, daß du Fräulein Maud retten würdest,“ meinte Emma froh. „Du bist der beste, liebste Mensch in der Welt.“ Und ich bekam einen Kuß, wie ich einen so schönen noch nie bekommen hatte.

Sie wundern sich vielleicht darüber, wie ich so plötzlich zu dem Aufsprung und dem zuversichtlichen Versprechen kam? Den Augenblick, als Emma von einem Sträfling sprach, wußte ich, wo ich Gregory Wagstaff früher gesehen hatte. Sie sollen es gleich erfahren.

Das erste, was ich am nächsten Tage tat, war, daß ich Gerald Waine aufsuchte. Ich stellte mich ihm vor, erzählte ihm Fräulein Mauds Abscheu vor dem Millionär und von meinem Emma gegebenen Versprechen.

„Aber, wie wollen Sie die Hochzeit verhindern?“ fragte der junge Rechtsanwalt betrübt. „Ich würde ja gern jedes Opfer bringen, um Sie zu unterstützen, doch sehe ich nicht die geringste Aussicht auf Erfolg.“

„Auch dann nicht, wenn das frühere Leben dieses Herrn nicht ganz maßlos war?“

„Wie? — Was meinen Sie damit?“

„Nun, ich will es Ihnen sagen. Gleich im ersten Augenblick, als ich Herrn Gregory Wagstaff sah, war es mir klar, daß ich ihm schon früher irgendwo begegnet sein mußte. Doch konnte ich nicht darauf kommen, wo? Jetzt weiß ich es. Ich sah ihn das erste Mal im Portlandgefängnis.“

„Im Portlandgefängnis?“

„Ja, ich war dort Aufseher, und er war Gefangener.“

„Wissen Sie es ganz genau?“ fragte er erstaunt.

„Ganz genau! Er heißt nicht Wagstaff. Sein richtiger Name ist Daniel Rod. Er war seinerzeit einer der geschicktesten Falschmünzer und erhielt fünf Jahre Strafarbeit für seine Verbrechen.“

„Das ist allerdings eine wertvolle Enthüllung!“ rief der junge Jurist aus, „jetzt wollen wir uns mit dem Burschen etwas näher beschäftigen. Ich werde mich mit einem Kriminalbeamten in Verbindung setzen, und bald wird seine ganze Vergangenheit klar vor uns liegen.“

Gerald Waine übergab das Weitere einem Detektiv, und dieser war ein tüchtiger Mann. In weniger als einer Woche war alles heraus.

Es zeigte sich, daß Wagstaff nicht nur Falschmünzer gewesen war, nein, er war es noch und trieb sein gefährliches Gewerbe in großem Maßstabe in einem Hause an der Themse. Die Geschichte von allen seinen Millionen aus Afrika war eine Lüge, die er, um in Ruhe arbeiten zu können, ausgestreut hatte. Kurz und gut, der falsche Afrikaner wurde drei Tage vor der festgesetzten Hochzeit verhaftet.

Ein Jahr später heiratete Gerald Waine seine Maud, und eine Woche darauf hatte ihr ergebener Diener das Vergnügen, Emma Perkins zum Altar zu führen.

137/111

6570

F. 1993.

Kein Laden. 5022

Prospekte, Anskünfte etc. frei d. d. Direktion.



Schreibstube

für Maschinenschreiben und Ver-
vielfältigungen 5159
Kirchgasse 30. Tel. 3875